

Unterhaltungs-Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 96.

Montag, 26. April

1926.

(12. Fortsetzung.)

Die drei Brüder von Korff.

Roman von D. von Hanstein.

(Nachdruck verboten.)

Tiefe, friedliche Stille lag über dem Talkessel, den ringsum die Berge und Hügel einrahmten, und doch verrieten die Feuer, die überall aus den Schornsteinen loderten, und das leise Rasseln unzähliger Nader, daß es eine Stadt reger Arbeit war, in der auch in der Nacht Tausende von Händen sich regten, auf die er her niederschlichte.

Unwillkürlich weitete ein frohes Gefühl Werner von Korffs Brust.

War nicht diese Stadt hier unten ein Wahrzeichen deutschen Geistes? Niedergebrochen und von tausend Feinden bedrückt und doch voller eifriger, fleißiger Arbeit? Arbeit! Frische, ernste, wenn auch sorgenschwere Arbeit, die mit jedem Pidenschlag mitschuf an dem Wiederaufbau verlorener Größe. Jedes dieser unzähligen Feuer, die das Panorama fast zu einem Märchenbild schufen, eine Stätte des Wirkens, des Fleisches, und wie hier, diese verträumte Stadt in den Walbenburger Bergen, so war es fast überall.

Und er stand hier. Gesund und stark, hatte ein Wirkungsfeld, in dem er schaffen konnte. Schönes schaffen, denn war es nicht etwas Schönes, dafür zu sorgen, daß diese Tausende fleißiger Männer wieder gesund und froh aufsteigen könnten aus der Tiefe der Berge?

Mit elastischen Schritten ging Werner wieder zu Tal und betrat seine Wohnung. Die Frau des Obersteigers hatte das Zimmer säubern lassen. Frisch bezogen lud das Bett zur Ruhe. Zwar nur ein einfaches Feldbett, so wie es den Steigern in den großen Sälen des Betriebshauses gestellt wurde, aber er war nicht verwöhnt.

Auf dem großen Tisch vor dem Sofa hatte Frau Kloepelt eine kalte Abendmahlzeit zurecht gestellt und der Direktor — Werner fühlte wohl, daß dieser in ihm den U-Boot-Helden ehrt — hatte sogar eine Flasche Wein zum Willkomm gesandt.

Er hatte rechtfertigen Hunger, setzte sich nieder und aß, dann trat er noch einmal auf den Altan.

War er nicht glücklicher bran als seine beiden Brüder? Er dachte an Augusts schweres Werk bei der Wiederaufrichtung des Gutes und an Erich.

Der arme Erich! Der Jüngste und der Kriegsverletzte! Aber er wußte nichts von den trüben Erfahrungen, die der erste Tag dem Bruder gebracht hatte, er wußte nur, daß auch er eine Stelle gefunden und — eine Braut, und daß ihm das Glück aus den Augen sah, als er Abschied genommen.

Eine Braut! Seine Marianne! Er dachte an sie und sah noch einmal die Räume. Freilich, die stolze Villa des Senators Wöhlermann war es nicht. Gut, daß es so war! Daß er diese Wohnung von Amts wegen erhielt. Daß es kein Wählen gab. Ihm hätte es widerstanden, in dieser Zeit allgemeiner Not in einer prunkvollen Villa zu hausen, und gemütlich könnte es werden. Groß waren die Zimmer und doch behaglich. Frei der Blick in die Berge. Und wenn auch leise Zweifel in ihm aufstiegen, wenn auch die Erinnerung an das letzte Zusammensein in Berlin ihn ein wenig störrig gemacht hatte — er hatte sie ja so lieb, seine schöne, stolze Marianne! Er war so glücklich, daß er gleich wieder eine solche Stellung gefunden hatte, die ihn unabkömmling dastehen ließ. Gleich morgen wollte er ihr schreiben — nein, besser, heute abend noch, daß sie sich rüsten möge,

dß sie Hochzeit halten wollten unter dem brennenden Christbaum!

Er setzte sich nieder und schrieb. Schrieb, wie es eben die Art der Korff war. Nicht viele Phrasen, aber kernige, warme Worte, hinter denen das treue Herz stand. Dann legte er sich nieder, und während er langsam einschlief, sang ihm zum ersten Male das Surren der großen Schwungräder der Fördertürme, das Klingen der Signalglocken, das gleichmäßige Treten von Männerfüßen da draußen das Schlummerlied. — —

An demselben Abend aber stand Elisabeth Harding am Fenster und blickte hinaus auf die Straße, wartend und hoffend. Den ganzen Tag war sie umhergegangen wie eine Träumende, und ein glücklicher, verklärter Schein lag auf ihrem Gesicht.

Sie war Braut! Braut, welch ein Wort, das einen Himmel von Seligkeit barg.

Es war ihr, als müsse ihr jeder Mensch ansehen, wie sie voller Glück war!

Nie waren ihr ihre Stunden so lang erschienen, nie hatte sie so kritisch ihre zarte Gestalt vor dem Spiegel betrachtet.

Ein Singen auf den Lippen deckte sie den Abendbrottisch und stellte Blumen vor das Gebet ihres Verlobten, denn es war ihr eine Notwendigkeit, daß er kam. Gleich nachdem seine Arbeit vorüber. Auch wenn er nicht ausdrücklich geladen war. Selbstverständlich stand ihm der Tisch bereit!

Lächelnd ließ sie der Professor gewähren, etwas aufseufzend die Mutter. Dann wurde es immer später und draußen senkte sich die Nacht in die Straße. Endlich sagte die Mutter:

„Wir wollen essen.“

Sie trat zu dem Vater. Traurig sah sie mit ihren warmen brauen Augen zu ihm auf.

„Er kommt nicht?“

Der Professor strich ihr über den dunklen Scheitel.

„Vielleicht kommt er später.“

Da weinte sie plötzlich auf.

„Er kommt nicht, er hat den ganzen Tag nichts von sich hören lassen. Wie ist es nur möglich!“

Der Professor nahm sie in den Arm.

„Offen gestanden, ich habe ihn heute nicht erwartet.“

„Sie verstand nicht.“

„Nicht erwartet?“

„Denk dir, was heute auf ihn einstürmte. Der erste Tag in einem neuen Beruf. Auch wird er müde sein von Arbeit.“

„Und dann kommt er nicht zu mir? Damit ich ihn pflege und hege? Kommt er nicht zu mir, weiß er denn nicht, wie ich auf ihn warte?“

Der Professor streichelte sie sanft.

„Männer sind anders, und ich glaube ihn zu verstehen. Denke nicht, daß dieser Tag ihm leicht war. Er selbst muß erst wieder auf festen Füßen stehen, dann wird er mich kommen. Bis jetzt war er gewohnt, zu befehlen, nun —“

„Sie schmiegte sich an den Vater.“

„Bitte — laß uns recht bald heiraten!“

Der Professor lächelte.

„So eilig hast du es, fortzukommen von uns?“

"Weil er mich braucht! Weil er noch stark ist, weil ich ihm die Sorgen von der Stirn streicheln muß. Denk nur, sein armer Stumpf, wie mag er ihn schmerzen. Ich muß ihn pflegen —"

"Kind, es war vielleicht leichtfertig von mir, daß ich dir gestern nicht widersprach, als du so rasch dich verlobtest. Jetzt muß er eine Stelle haben; erst muß er meinem kleinen Vogelchen auch ein Nest bauen können. Jetzt wärst du ihm nur eine Last und eine Sorge."

Sie schüttelte den Kopf.

"Nein, Vater, leichter bauten wir uns das Nest zusammen. Sieh, hier ist es doch anders. Er braucht mich und — ich gehöre doch nun einmal zu ihm."

Noch immer hatte der alte Herr das Lächeln um seinen Mund.

"Ihr müßt ja hungrig."

"Kann ich nicht auch verdienen?"

"Das geht wohl jetzt, wo du unser Töchterchen bist. Glaubst du, er würde es dulden, daß du für ihn arbeitest?"

"Ist es nicht besser, als wenn ich mich gräme und er leidet?"

Noch einmal mahnte die Mutter, und sie setzten sich wieder zum Essen. Freilich immer hingen ihre Blicke an der Tür und sie waren voller Unruhe und voller Kummer. Es war ihr, als fühlte sie, was in dieser Stunde in seinem Herzen vorging, während er einsam und in trübem Gedanken in seiner kahlen Stube lag und sein Geschäft überwachte.

Es wurde später. Leise und traurig hatte Elisabeth den Tisch abgeräumt und die Blumen zur Seite getragen, die Frau Professor war in der Küche, er saß am Schreibtisch.

Wieder drängte sie sich an ihn.

"Kommt er morgen?"

"Sicher."

"Und wenn er wieder nicht kommt?"

"Dann gehe ich zu ihm hin und hole ihn dir."

"Du weißt ja nicht einmal, wo er wohnt!"

"Morgen wird du es wissen."

Seufzend ging sie in ihr Mädchenstübchen hinüber. Sie ging heute der nüchternen Mutter gern aus dem Wege, die eben eintrat.

Eine Vorheit war's mit der raschen Verlobung. Die Liebe hätte eine ganz andere Partie machen können.

Der Professor hatte noch immer sein versponnenes Lächeln.

"Glaubst du, daß sie es getan hätte?"

"Sie wäre vernünftig geworden."

"Höre, vernünftig ist ein schreckliches Wort, an dem meist das schönste Glück des Lebens zugrunde geht."

"Wann sollen die beiden jemals heiraten?"

"Wenn es nach Elisabeth ginge, sofort!"

"Aber Mann!"

"Das ist natürlich Unsinn, und doch — ich beneide ihn ja — lasst es gut sein — er ist ein Ehrenmann und — ich bin nun einmal ein veralteter Mensch, der noch von der aus der Mode gekommenen Liebe etwas hält. Ich denke, wenn der Junge nur gesund bleibt, sie werden glücklich werden. So glücklich wie wir beide, Alte!"

Er legte den Arm um sie, sie aber seufzte.

"Mein Kind sollte es besser haben."

"Besser als wir beide? Aber Altkinder, wenn's auch manchmal, und zuerst oft, recht knapp war, waren wir nicht zufrieden? Oder bist du es nicht?"

"Ach, Mann, mit dir ist nicht zu reden!"

"Dann tu's auch nicht und überlass dem Schicksal das weitere. Ich glaube, das Mädel weiß, was sie tut, so wie wir beide es wußten!"

Da sah ihn die kleine, runde Frau Professor an, den kleinen Mann mit der klugen Stirn, den weißen Haaren und den guten Augen, und plötzlich fasste sie ihn um.

"Ich habe ja mit dir doch das große Los gezogen, du Guter!" —

Zu derselben Zeit aber war in der vornehmen Villa an der Außenalster, die der Senator Wöhlermann bewohnte, große Gesellschaft. Lakaien slogen, Gäste in kostbaren Kleidern füllten die Räume, eine prunkvolle Tafel war eben verlassen.

Marianne Wöhlermann, im seidenen Kleid, die schimmernden Arme mit Brillanten geschmückt, lachte fröhlich, während das Orchester zum Tanz spielte.

Ihre Augen leuchteten in ausgelassener Lebensfreude und wußten nichts von den Sorgen der Zeit.

"Ich habe gehört, gnädiges Fräulein werden bald heiraten? Ihr Herr Bräutigam hat wohl eine bedeutende Stellung."

"Allerdings, aber — so eilig habe ich es nicht. Der Mensch ist nur einmal jung, und das Leben ist ja so schön."

"Wo ist denn der Herr Kapitänleutnant?"

Sie hatte ein etwas verächtliches Gesicht.

Waldburg heißt das Nest — es soll ja hübsch liegen.

Ich hoffe, er wird bald nach Berlin berufen. Ich glaube, in einer Kleinstadt könnte ich nicht leben. Nun, vorläufig bin ich ja noch in Hamburg."

Darf ich Gnädigste bitten, der Tanz beginnt."

Sie nickte und trat am Arm ihres Tanzers in den großen Saal. Sie sah es wohl, wie alle Augen ihrer stolzen Schönheit huldigten. An diesem ersten Abend, der wieder der großen Geselligkeit die Türen des väterlichen Hauses öffnete, hatte sie wirklich keine Lust, an eine Verbannung nach Waldburg, wie sie es nannte, zu denken. —

Und an demselben Abend saß auch die junge Frau Edith in ihrem Zimmer im Herrenhause des Vaters. Es war ihr recht, daß dieser drüben mit einigen Nachbarn zechte. Sie hatte ein träumerisch versponnenes Lächeln auf den Lippen und dachte nach, aber es war nicht ihr Mann, dem ihre Gedanken galten, sondern der elegante Better Orlieb und der tolle Ritt durch die Flur.

Und sie machte sich kein Gewissen daraus, daß diese Gedanken ein Verbrechen waren an dem eifrig schaffenden Mann, der drüben in Schwedau ihrer harrte. —

(Fortsetzung folgt.)

Heilige Stunde.

Leistes Sonnenglossen;
Erstes scheues Dämmern.
In den Schlaf der Rosen
Haltt der Sprechende Hämmer.

Wolkenveilchenbläue
Haucht uns Himmelsgrüße,
Und das seelenscheue
Reh hebt seine Füße

Einmal noch zum Bronnen,
Waldes offener Wunde.
Mädchen zu Madonnen
Formt die Feierstunde.

Heilige Blumenkinder
Halten sie in Händen,
Während odemlinder
Lenzwind raunt Legenden.

Artur Silbergleit.

Ein Ausflug nach der Guanoinsel Halifax.

Von M. Nordenbach.

An der südwestafrikanischen Küste zwischen Orange- und Walvischbai liegt eine Anzahl von vegetationslosen Felseninseln, welche von groben Scharen von Seevögeln bewohnt werden, die in den Gebieten des Südpolmeeres heimisch sind und nur wegen des kalten Benguastromes hier noch ihnen ausagende Lebensbedingungen finden. Hauptfährlich Pinguinen, Albatrosse, verschiedene Arten der Sturmvögel und Möwen.

Die Inseln befinden sich schon seit langen Jahren im Besitz der Kapkolonie, die das von den Vögeln erzeugte Guano gewinnen läßt. Auf einigen der Inseln wohnen weiße Arbeiter, meistens frühere Seeleute, welche nach einer gewissen Dienstzeit die Einwanderungserlaubnis erhalten, ohne die sonst vorgeschriebenen Barmittel zu besitzen. Alles, was diese Leute zum Lebensunterhalt benötigen, muß über See beigefahren werden, sogar das Trinkwasser, da die geringen Mengen von Regenwasser, welche sorgsam aufgefangen werden, bei weitem nicht reichen.

In der Regel wird der Verkehr durch Kutter vermittelt, die auch das gewonnene Guano nach Kapstadt überführen. Einzelne der Inseln, die in der Nähe von Lüderitzbucht liegen, werden zuweilen auch von hier aus versorgt, und diese seltenen Fahrten bieten die einzige Möglichkeit, eins der interessantesten, wogenumlosten Eilande zu besuchen. Auch ist das Land dort streng verboten, um die nützlichen Vögel nicht zu beunruhigen und eine Auswanderung derselben nach der nahen Festlandküste zu verhindern.

Durch das Entgegenkommen der Woermann-Linie erhielt ich mit verschiedenen Herren die Erlaubnis zu einer Fahrt nach der Insel Halifax, die so seltene Bilder bot, daß man sie so leicht nicht vergessen kann.

An einem ruhigen, wölfen- und nebellosen Morgen gingen wir an Bord einer Barkasse und verliehen in schneller Fahrt das ruhige Wasser der Bucht, in welchem sich keine Welle kräuselte. Kaum hatten wir zwischen Haifisch- und Pinguininsel die offene See erreicht, als uns große, gleichmäßig anrollende Dünning empfing. Hohes Sprühen gingen über Deck des kleinen, niedrig- aber starkgebauten Fahrzeugs hinweg. Besonders bestig war der Wogenanprall, als wir um die Diaspika mit dem bekannten Diaskreisbogen und in südwestlicher Richtung der starken Trieb des Benguellastromes bei erfrischendem Gegenwind entgegengesteuerten. Dies konnte den Reiz der Fahrt für die Teilnehmer, die schon so manche schwere See auf dem Weltmeer erlebt hatten, nur erhöhen. Die Stimmung war die denkbar angeregteste. Es boten sich mit jeder Minute neue fesselnde Bilder dem Auge dar. Im hellsten Sonnenlichte lag die schafsgeschlerte Küste. Die graublauen Granitfelsen und in der Ferne die goldgelben Sandmassen der gefürchteten Wanderdünen zeigten im grellen Lichte der afrikanischen Sonne ihr schönstes Farbenspiel. Das Meer leuchtete uns mit seinem tiefsten Blau entgegen, das nur unterbrochen wurde von den weißen, schäumenden Kämmen der stetig und mächtig rollenden Wellen. Die entferntesten Berge schienen zum Fassen nahe, und dabei herrschte auf dem kalten Wasser eine so angenehm erfrischende Temperatur, wie man sie tagsüber auf dem ausgebrannten Boden des Festlandes schon lange nicht mehr genossen hatte. Klinte Möwen, denen kein Seemann etwas zu Leide tut und die deshalb den Menschen noch nicht als Feind erkannt haben, folgten laut kreischend dem schwankenden Fahrzeug, unaufhaltsam um Gaben bettelnd für ihren stets hungrigen Magen. Mit der größten Geschicklichkeit versteckten sie es, mitten im ununterbrochenen Fluge einen ihnen zugesuchten Bissen zu erhaschen. Und fällt ein solcher ausnahmsweise in die Flut, so wird er in blitzschnellem Gleitfluge von einem der kühnen Segler erfaßt und gierig im Fluge verschlungen. Nur zur Verteilung größerer Stücke lassen sie sich auf dem Wasser nieder, wo sie unbekümmert um den Seegang ruhig auf dem höchsten Wellenkamm oder dem tiefsten Wellental dahintreiben, ohne Gefahr zu laufen, von der folgenden Woge überschüttet zu werden. Ganze Rudel von Delphinen verfolgten seit der Ausfahrt in die offene See das kleine Dampfboot. Es ist erstaunlich, wie wenig furchtlos diese rubelosen Tiere sind, welche trotz ihrer Fischgestalt ebenso, wie die ganze Familie der Wale, zu den Säugetieren gehören. Ihr einziger Feind, der sie aber selten erfassen kann, ist der Haifisch. Der Mensch läßt sie an dieser Küste, wo kein Mangel an frischem Fleisch besteht, verhont. In manchen tropischen Gebieten müssen sie ebenso, wie die Riesenschildkröten, mit ihrem festen Fleisch Ersatz für fehlendes Kindfleisch bieten. Nicht beängstigt wurden sie durch das Stampfen der Schiffsschraube, machten sich vielmehr ein Vergnügen daraus, uns in schneller Fahrt zu überholen. Blitzschnell schieben sie sich vor dem Bug des Schiffes in die Tiefe, um, in entgegengesetzter Richtung jagend, wieder an der Oberfläche zu erscheinen. Eng aneinander gedrängt sausen sie fast in der Lust über ein tiefes Wellental dahin, um, sich lustig tummelnd, wieder in der nächsten anrollenden Woge zu verschwinden. Andere besloßte Meeresbewohner sind nicht zu sehen, wohl wissend, wie gefährlich der Aufenthalt in der Nähe dieser Nimmerlatte werden kann. Während wir unsere ganze Aufmerksamkeit dem lustigen Treiben dieser lebhaften Gesellen gewidmet hatten, bemerkten wir kaum, daß Halifax direkt vor uns lag und unsere Barkasse bereits einer dem Festland zugelehrten, ruhigen, kleinen Bucht zusteuerte.

Halifax ist ein vollständig kahles Felseneiland mit fast senrecht abfallender, niederer Klippenküste, welche wir mühselig ohne Landungssteg betreten konnten. Doch welche Überraschung bot sich uns hier! Nicht Hunderte, nein Tausende von Pinguinen saßen, wie in einem zoologischen Garten, dicht nebeneinander an dem felsigen Strand. Sie nahmen nicht die geringste Notiz von unserem Kommen, gingen nicht aus dem Wege und schienen kaum ungebärdet zu sein, wenn wir sie, um sie nicht zu treten, mit dem Fuße beiseite schoben. Sie sind auf dem Lande äußerst schweflig und unbeholfen. Ihre sehr kurzen Beine sind so weit nach hinten stehend, daß sie fast aufrecht gehen. Die Flügel sind kurz und slossförmig und nur mit kleinen, in Reihen stehenden schuppenförmigen Federn bedekt. Sie hängen wie Arme an dem unförmigen Körper schlaff herunter, sind zum Fliegen vollständig untauglich, werden dafür aber beim Schwimmen äußerst geschickt als Ruder benutzt. Der Schwanz ist kaum merklich ausgebildet, aus einer Anzahl starker, borstenartiger Federn bestehend, die sie während der Ruhe an Land als Stütze, geradezu als Stuhl benutzen. Kopf und Rücken nebst Flügeln und Schwanz sind schwarzbraun gefärbt, während der übrige Körper in einem Schneeweiß erglänzt und am Halse in einen gelbgroßen Ton übergeht. Die mit starken Zehen versehenen Füße sind

mit dichten Schwimmhäuten versehen und schauen nur wenige aus dem dichten Gefieder hervor. Bei ihrem aufrechten Gang leben sie den einen Fuß dicht vor den andern, wodurch sie nur langsam vorwärts watscheln können. Haben sie es eilig, so hüpfen sie, beide Füße zugleich ansetzend, wie Sackhüpfer. Am Lande halten sie sich nur während der Ruhezeit auf, da dieses ihnen auch nicht die geringste Nahrung bietet. Deshalb verlassen sie auch nicht die allernächste Nähe des Strandes. Bei ihren fortwährenden Gängen zur See nehmen sie sich nicht die Mühe, eine seichte Stelle aufzusuchen, sondern lassen sich von einer Klippe unmittelbar in die Flut fallen, ohne bei ihrer großen Sicherheit im Schwimmen Gefahr zu laufen, in der Brandung verletzt zu werden. Wollen sie wieder an Land, so besorgt dies eine stärkere Welle, welche sie emporhebt und auf einem Felsvorsprung wohlbehalten absetzt. Ihre seehundartige Gewandtheit im Wasser ist um so mehr zu bewundern gegenüber ihrer Unbeholfenheit auf dem festen Lande. Etwas weiter vom Strand ab geben sie nur zur Brutzeit. Etwas abseits der allgemeinen Ruheplätze hatten die sorgfamen Eltern, die in durchaus einwandfreier Monogamie leben, in den scharfen trocknen Quarzsand dicht nebeneinander kleine Mulden geschart, in welchen sie auf wenigen ausgeworfenen Federn das Gelege, aus einem oder zwei Eiern bestehend, ausbrüteten. Auch junge, mit dichtem Flaum bedeckte Nestlinge waren schon vorhanden. Zeitweise watschelten und hüpfen die sorgenden Wöchnerinnen zur Nahrungs suche zum Strand und wurden während dieser Zeit von dem treuen Gatten vertreten. Sicher schlügen sie auf dem Rückweg zwischen den vielen Nester den fürzesten Pfad nach den Ihrigen ein, ohne dies mit dem einer Nachbarin zu verwechseln. Ganz deutlich konnte man die oft betretenen Pfade in dem harten Sand unterscheiden. Streit scheint es zwischen diesen gutmütigen Gesellschaftsvögeln nicht zu geben, auch keine Eifersuchtshasen. Sie waren durchaus nicht beunruhigt, wenn wir dicht an ihre Nester herantraten und einige Fotos zur bleibenden Erinnerung aufnahmen. Sie schienen ganz von dem Gefühl durchdrungen zu sein, daß der Mensch sie hier wegen ihres wertvollen Guanos beschützt und begüt. Eines Vorzugs, dessen sich nur wenige Tiere, nicht einmal der sonst so beliebte Storch, rühmen darf. Wollten wir aber eine der Brüten von ihrem Neste scherhaft abheben, so brachten sie durch Federsträuben und Zuschnappen mit ihrem kräftigen Schnabel ihren Unwillen über diese unerhörte Störung zum Ausdruck. Eier und Junge verliehen sie aber auch dann nicht. Diese sind recht unbeholfene Nesthocker, welche die Alten baumäßig mit Weichtieren füttern. Sie steken den Kopf in den weitgeöffneten Schnabel der Eltern und verschlingen gierig das in der Speiseröhre bereitgehaltene Futter. Früher wurden auch zuweilen Eier gesammelt, welche ebenso wie Möwen- und Kibiteier mit Recht als große Delikatessen angesehen werden. Sie sind von der Größe der Enteneier, besitzen einen kleinen Dotter, jedoch viel Eiweiß von etwas grünlicher Färbung und eine fettglänzende Schale, die wiederum von einer dünnen Kalkschicht umgeben ist. Diese nimmt während des Brutschäftes eine bräunliche Farbe an, so daß sich frische Pinguineier sofort unterscheiden lassen. Heute kann man diese Feinstoff nur schwer erhalten, da die Entnahme der Eier streng verboten ist.

Trotz allen Schubes hat die Anzahl der nützlichen Vögel nicht abgenommen, und nachdem die älteren Guanolager abgebaut sind, erstreckt sich die Gewinnung hauptsächlich auf das Zusammenführen der am Strand liegenden Extremante, die nie von stärkeren Niederschlägen abgeschwemmt werden und in der scharfen Luft schnell trocken. Auch die Brütsläke werden nach Flüggewerden der jungen Vögel sorgfältig aufgeräumt, wobei eine Menge kleiner Federn, die als Nestlage dienten, mitgesammelt werden und die Güte des Produkts herabmindern. Überhaupt hat sich der Etag der Inseln verringert. Es ist daher der ganze Betrieb stark eingeschränkt worden.

Auf Halifax leben nur Pinguinen, während auf anderen Inseln Albatrosse, Möwen und Sturmvögel die vorherrschenden Bewohner sind. Seehunde und Seelöwen fehlen ebenfalls hier. Sie halten sich dagegen in manchen Buchten der Festlandsküste in größerer Menge auf und scheinen sich überall mit den besiedelten Mitbewohnern gut zu vertragen.

Es war ein genüßlicher Tag, den wir auf der Fahrt nach diesem Vogelparadies verlebt hatten und wird jedem Tierfreund in unvergänglicher Erinnerung bleiben. Und noch wurden wir auf der Rückfahrt überrascht von einem seltenen und hier nicht so häufigen schönen Anblick.

Als wir an der flachen, im Schutz der Diaspika liegenden Griffsibai vorbeifuhren, erhob sich plötzlich eine Schar von Flamingos, die an den Bitterseen Ägyptens zu den täglichen Erscheinungen, an der kalten Felsenküste Südwestafrikas aber zu den seltenen Gästen gehören. An-

Scheinend waren die misstrauischen Vögel vom Lande ver-
aufgescheucht worden und flogen der offenen Bucht zu. Im
glühenden Rot der im Ozean untergehenden Sonne er-
glänzte das schneeweisse, rosenrot angebauchte Gefieder
dieser stolzen, prächtigen Vögel. Mit Entzücken verfolgten
wir ihren Flug. In dem Auf- und Abwogen der mächtigen,
glänzend schwarzen umrandeten Fittige wechselte das zarte
Rosaweiss ihrer schlanken Körper mit dem leuchtenden
Karmi ihrer ausgebreiteten Flügeldecken. Eine Farben-
zusammenstellung, die im Lichte der sinkenden Sonne an
dem wolkenlosen blauen Himmel zur schönsten Entfaltung
kam. Doch nicht lange genossen wir das fesselnde Bild.
Mit wenigen kräftigen Flügelschlägen gingen sie hoch, um
das gegenüberliegende Ufer der schmalen Bucht zu gewinnen.
Auch wir verließen schnell die einsam liegende Bat und
bogen um die wogenumtoste Spieke der Hafthinsel in die
heimische Lüderibbucht ein mit dem frohen Bewußtsein, ein
Tierleben beobachtet zu haben, wie es zu sehen nur wenigen
vergönnt ist.

Welt u. Wissen

Wie das scheueste Tier der Welt gejagt wird. Das Okapi, das in dem ewigen Dunkel der Kongo-Urwälder lebt, ist sicherlich das scheueste Tier der Erde, denn es ist noch niemals einem Weißen gelungen, es zu jagen, und noch nie hat man es lebendig aus seiner Heimat fortgebracht. Wie scheu dieses Tier ist, kann man schon aus der Tatsache folgern, daß es erst im Jahre 1902, und zwar durch einen Zufall von dem damaligen Gouverneur von Uganda Sir Harry Johnston entdeckt wurde, der das erste Fell eines solchen Tieres nach London sandte Rudolf Grauer, der 1909 neun Monate im Urwaldgebiet des Kongo arbeitete, und dem es glückte, drei auf präparierte Felle und drei vollständige Skelette dieses schönen Tieres nach Wien zu bringen, schildert in den „Naturwissenschaften“, wie das Okapi gejagt wird. Das geheimnisvolle Tier, das etwa die Größe einer Hirschkuh hat, ist dunkelrotbraun gefärbt, am Bauch fast schwarz, die Läuse sind zebraartig rein weiß gestreift. Wegen seines langen Halses, des höhgerstellten Horderleibes und seiner Greifzunge ist die Giraffe sein nächster Verwandter. Das Okapi lebt im allerdichesten Urwald, nähert sich nie den Pflanzungen der Einwohneren, schlängt bei Tage und sucht nur während der Nacht Lichtungen auf, die den Wiederkäuern Wasser und Gras bieten. Geruchssinn, Gehör und Gesicht müssen außerordentlich scharf entwickelt sein, denn kein Weißer kann sich seinem Lager nähern, ohne daß das Tier längst aufgescheucht ist, bevor es der Jäger zu Gesicht bekommt. Nur die Menschen des Urwalds, die dem Tier noch sehr nahe stehen, sind imstande, es zu überlisten. Dabei sind die besten Okapi-Jäger die Wambutti, die Ureinwohner des Kongo-Urwaldes, ein Zwergvölk von geradezu abherrschender Häuflichkeit. Ihre Kralle ist riesig breit, das Haar kurz und gekräuselt, der Körper gedrungen und muskulös, aber der Blick der auffallend großen, stark hervortretenden Augen ist intelligent und der Gesichtsausdruck sehr ausmütig. Diese Zwergen, die sich durch eine überaus helle, fast gelbe Hautfärbung von den innerafrikanischen Negern unterscheiden, leben in Herden von 30 bis 50 Familien im Urwald und nähren sich hauptsächlich von Jagd. Dabei treiben sie das Wild entweder in große, aus Pflanzensaaten geflochtene Netze oder fangen es — so Büffel und Elefanten — in tiefen Gruben, die sie durch darübergelegtes Buschwerk dem übrigen Waldboden ganz gleich machen. Auch mit vergifteten Pfeilen und Speeren erlegen sie Tiere, und diese Art wenden sie dem Okapi gegenüber an. Der Wambutti sucht auf einer der Urwaldlichtungen, in der die scheuen Tiere des Nachts weiden, am Morgen eine frische Fährte zu finden, die er dann tagelang durch dicht und dünn verfolgt. Nur er ist imstande, in dieser Wirrnis von Bäumen und Lianengestrüpp die Spur an fast unmerklichen Zeichen, die das Auge des Weißen nie bemerken würde, festzuhalten. Verliert er einmal die Spur, so legt er sich flach auf die Erde, und es gelingt ihm dann meistens durch seine fabelhaft ausgestaltete Witterung, sie wiederzufinden. Auf diese Weise alldoch es ihm endlich, das jeden Sonnenstrahl meidende Okapi im Schlaf zu überraschen und es auf ganz kurze Entfernung mit einem Pfeil oder aus unmittelbarer Nähe mit dem Speer, den er nie aus der Hand läßt, zu erlegen.

Wie der Erdgeruch entsteht. In diesen Wochen, da die Natur erwacht und die regenfeuchte Erde ihre uralte Fruchtbarkeit neu entfaltet, rufen wir nach langen Winternmonden auch wieder beglückt den würigen Erdgeruch, der uns besonders aus der aufgeworfenen Ackertrüme entgegenschlägt. Wie entsteht dieser Duft, den die moderne Dichtung geradezu zum Sinnbild der „Mutter Erde“ gemacht hat? Die Frage danach haben sich die Menschen immer vorgelegt, aber erst gegen Ende des 19. Jahrhunderts gelang es zwei

französischen Forschern, Berthelot und Andrs, den Geruch durch das Vorhandensein einer organischen Verbindung im Boden zu erklären. Wie Dr. Hugo Kühl in der „Leipziger Illustrierten Zeitung“ ausführt, wurde diese Annahme durch einen deutschen Forscher Rullmann bestätigt, der den Reichtstoff in Form kleiner, das Licht doppelt brechender Kristalle in chemisch reiner Form darstellte. Ihm gelang es auch, den Erdgeruch auf biologische Ursachen zurückzuführen, denn er erkannte ein Bakterium als Erzeuger des Reichtstoffes, dem er den Namen Cladotrich obotriter gab. Jedoch irrte er sich in botanischer Hinsicht, denn dieser „Geruchsträger“ wurde später auf Grund seiner morphologischen und biologischen Eigenschaften als ein Strahlenpilz erkannt und auf den Namen Actinomyces obotriter getauft. In jeder Ackererde, auf Gräsern, Stroh und Getreideähren finden sich diese Strahlenpilze, und ihre Kultur ist so einfach, daß sie auch dem Laien gelingt. Damit ist der Natur das Geheimnis des Erdgeruches entrissen worden. Man hat den Pilz unter verschiedenen Lebensbedingungen gesüchtet und auf Gelatinenährböden auch geruchlose Kolonien gewonnen. Wurden aber diese geruchlosen Kolonien auf Kohlehydratreiche Nährböden übertragen, so trat stets der Geruch der atmenden Erde auf.

Hygiene und Heilkunde

Nimmt der Krebs zu? Wir hören jetzt so viel von Krebs-
erkrankungen, daß wir unwillkürlich geneigt sind, an eine Zu-
nahme dieser furchtbaren Menschheitsgeißel in der letzten Zeit
zu denken. Es ist aber auch sehr wohl möglich, daß durch die
bessere Erkennung der Krankheit und Feststellung der Todes-
ursachen nur mehr Fälle als früher bekannt werden. Rament-
lich in den Vereinigten Staaten, wo die Zunahme der Bisher
der Krebssterblichkeit besonders groß ist, glaubt man an eine
tatsächliche Zunahme der Krankheit. Der hervorragende
Statistiker Dublin hat es nun unternommen, die uns so
viel beschäftigende Frage an dem großen Versicherungsbestand
der amerikanischen Metropolitan Life Insurance Company
zu prüfen, und in einer Besprechung seiner Ergebnisse nennt
San-Rat Prinzing in der „Deutschen Medizinischen Wo-
chenschrift“ diese Statistik ein Musterbeispiel dafür, wie solche Be-
rechnungen methodisch richtig ausgeführt werden müssen.
Dublin wählte für seine Berechnungen aus den Versicherungen
der großen amerikanischen Gesellschaft die zahlreichste Gruppe
der Arbeiterschaft aus, die nur wöchentliche Beiträge
von 5 Cents aufwärts zahlen. Die durchschnittliche Ziffer
der in dieser Gruppe Versicherten war in den 12 Jahren
1911—1922, die er in Betracht zieht, 10,75 Millionen, davon
etwa sechs Siebtel Weiße und ein Siebtel Farbige. Die
Gesamtzahl der Krebssterbefälle belief sich auf 90 175. Danach
betrug die rohe Sterbeziffer 69,0 auf 100 000 Lebende. Da
aber unter den Versicherten die höheren Altersklassen viel
stärker vertreten sind, wurden Standardziffern unter Zu-
grundelegung der in England aufgefundenen Altersgliede-
rung berechnet. Danach ergab sich für die ganze Periode das
Verhältnis von 87 Todesfällen auf 100 000 Lebende. Auch
bei der Gesellschaft ergab sich eine Zunahme der Krebsster-
blichkeit, und zwar von 82,6 im Jahre 1911 auf 88,7 1922. Die
durchschnittliche jährliche Zunahme wurde mit 0,60 berechnet.
Diese Zunahme ist nun viel kleiner als diejenige, die sich aus
der amtlichen Todesursachen-Statistik der Vereinigten
Staaten ergibt; sie ist beim männlichen Geschlecht größer als
beim weiblichen. Im ganzen hat das männliche Geschlecht
eine beträchtliche Zunahme; beim weiblichen Geschlecht ist sie
bei den Weißen gering, die farbigen Frauen haben sogar eine
ganz kleine Abnahme. Was die einzelnen Arten des Krebses
anbetrifft, so zeigte der Krebs des Darms und Bauchfells bei
beiden Geschlechtern eine erhebliche Zunahme, der Krebs des
Magens, der Leber, Gallenblase, Speiseröhre zeigte nur beim
männlichen Geschlecht Zunahme. Der Krebs der Mundhöhle,
Lippe, Zunge, Kiefer und der Haut ist weniger häufig ge-
worden. Der Krebs der Gebärmutter zeigt bei den weißen
Frauen, der der Brustdrüse bei den Weißen und Farbigen
eine kleine Zunahme. „Trotzdem muß man daran zweifeln,“
sagt Prinzing, „ob daraus auf eine tatsächliche Zunahme des
Krebses geschlossen werden kann. Die Zunahme zeigt sich am
meisten in den höchsten Altersklassen und bei den Krebsarten,
die der Untersuchung am wenigsten zugänglich sind, so daß sie
sich durch eine bessere Diagnosestellung und durch eine Zu-
nahme der ärztlichen Behandlung bei älteren Personen er-
klären läßt. Nach den neueren Untersuchungen von Beller
über die Krebssterblichkeit in Wien, London und Paris und
nach denen Heibergs über die Krebssterblichkeit in Kopen-
hagen ist eine Zunahme des Krebses in diesen Städten sicher
auszuschließen. Man wird dies auch auf die Arbeiterschaft in
den Vereinigten Staaten übertragen dürfen.“